

Bezug-Preis
In dem und durchgehenden 25 S.
für die Post bezogen 30 S.
Einzelhefte 10 S.
Halbes Jahr 5 1/2 M.
Vierteljahr 2 7/8 M.
Einzelhefte 10 S.
Halbes Jahr 5 1/2 M.
Vierteljahr 2 7/8 M.

Hallesche Zeitung.

Anzeige-Gebühren
Für die häufigste Zeit-Beitrag
den Raum für alle und alle
Reclamen am 25. bis 26.
Beitrag für die 40 S.
Kriegsdenkmäler für die Expedition
und allen Annoncen-Expeditoren.
Preisberechnung mit
Berlin, den 1. März 1870.
M. J. 188.

Landeszeitung für die Provinz Sachsen und die angrenzenden Staaten.

Redaktion und Expedition
Halle, Leipzigerstraße 87.

Halle a. S., Montag 20. Juli 1896.

Seitener Bureau:
Berlin SW., Fernburgerstraße 3

Die Ergebnisse des Reichshaushalts für 1895/96

Haben sich nach dem Finalabschluss der Reichshauptkasse, abgesehen von den außerordentlichen Deckungsmitglied angewiesenen Ausgaben, im Vergleich zum Etat in runden Summen, wie folgt gestaltet: Für das Reichsheer sind bei den Kontingents-Verwaltungen von Reußen, Sachsen und Württemberg an fortwährenden Ausgaben (mit Einschluß der viele Verwaltungen angehenden Titel des Allgemeinen Pensionsfonds) 4 669 000 Mark und an einmaligen Ausgaben 874 000 M. weniger erforderlich gewesen. In Einnahmen sind im Vergleich der Militärverwaltung 1 641 000 Mark mehr aufgenommen. Beim Reichsheer stellt sich hiernach das Gesamtergebnis gegen den Etat um 7 184 000 Mark günstiger. — An der Naturalverpflegung der Truppen, bei dem Garnisonsverwaltungs- und Servicewesen, im Medizinalwesen, bei den Erziehungs- und Bildungsanstalten, dem Gefängniswesen und an Wohnungsgeldzuschüssen sind erheblichere Ersparnisse gemacht; auch beim allgemeinen Pensionsfonds ist ein namhafter Betrag des zum Etat gebrauchten Mehrbedarfs verwendet geblieben. Dem gegenüber sind Mehrausgaben hauptsächlich bei der Bekleidung und Ausrüstung der Truppen, bei dem Remontewesen, zu Reisetiteln, Tagelöhnen, Vorposten- und Transportkosten, sowie beim Artillerie- und Wasserwesen entstanden. Die Ausgaben der Marine, einschließlich ihres Antheils am allgemeinen Pensionsfonds und des Deckungsbedarfs für eine im außerordentlichen Etat vorgesehene Ersatzüberweisung, haben den Voranschlag um 3 073 000 Mark überstiegen. Beim Auswärtigen Amt sind für die Centralbehörde und die Gesandtschaften rund 404 000 M. mehr erforderlich und an außerordentlichen Zuschüssen für die Schutzgebiete 2 341 000 M. zu leisten gewesen. Für das Reichsamt des Innern ist eine Mehrausgabe nachgewiesen, die nach Gegenrechnung nicht mehrbedeutender Ersparnisse noch 936 000 M. beträgt und im Wesentlichen aus einer Steigerung des gesetzlichen Reichszuschusses zur Invaliditäts- und Altersversicherung der Arbeiter beruht. Die Ausgaben des Reichs-Invaliden-Fonds haben den Etat, in welchem sie durch das Gesetz vom 22. Mai 1895 (M. Verh. Bl. S. 237) erfolgten neuen Reiches noch nicht berücksichtigt waren, um 2 552 255 M. überstiegen, wovon die ordentlichen Mittel des Reichshaushalts einen Zuschuß von 178 482 M. zu leisten hatten. Die Reichsschuld hat an Zinsen 2 285 000 M. weniger erfordert, weil die Anleihe nicht in dem vorausgesetzten Maße zur Begebung gelangt ist. Die übrigen bei den Hauptabteilungen der Ausgabe eingetretenen Abweichungen vom Etat ergeben noch einen Minderbedarf von etwa 120 000 M. — Im Ganzen bleiben die Minderbedürfnisse bei den hier in Betracht gezogenen Ausgabenfonds des ordentlichen

Etat hinter dem entstandenen Mehrbedarf um 1 357 796 40 M. zurück. — Die Einnahmen an Zöllen und Tabaksteuer, von welchen nur der für dieses Jahr von 130 000 000 M. auf 143 000 000 M. erhöhte feste Antheil der Reichskasse verbleibt, haben gegen das Etatsziel 34 246 000 M. mehr eingebracht. Bei den Bundesstaaten im vollen Reinertrage zuzurechnenden Steuern sind gegen den Etat aufgenommen: bei der Verbrauchsabgabe für Branntwein 3 816 000 M. weniger, bei der Stempelabgabe für Wertpapiere, Kaufgeschäfte und Lotterieloose 9 393 000 M. mehr. — Die Ueberweisungen des Reichs an die Bundesstaaten haben 26 3 Millionen mehr betragen, als im Etat vorgelesen war. Was die dem Reich verbleibenden ordentlichen Einnahmen betrifft, so sind in dem genannten Einzelnjahr im Vergleich mit dem Etat 26 2 Millionen mehr aufgenommen. Davon sind 1 4 Millionen zur Deckung des Mehrbedarfs bei den Ausgaben und 13 Millionen zur Verminderung der Reichsschuld gemäß dem Gesetze vom 16. April 1896 verwendet worden, sodas ein Ueberßuß von 11,8 Millionen verblieben ist.

Deutsches Reich.

* Von der Nordlandreise des Kaisers wird aus Neuzion vom 17. Juli, Abends gemeldet, daß nachdem vor Alcaim die Luft wieder klarer wurde, am Vormittag 11 Uhr die Reise fortgesetzt werden konnte. In Nord Alles wohl. In Drontheim ist Sr. Majestät mit der „Hohenzollern“ am Sonntag 10 1/2 Uhr Abends angekommen. Der Kaiser nimmt einen etwa dreitägigen Aufenthalt in Drontheim, wo die „Hohenzollern“ und der Kreuzer „Gefion“ Kohlen einnehmen werden. Nach der Wiederabfahrt von Drontheim dürfte nacheinander von der Wüste, Piste, Kisten, Naes und Seltie geantert werden, während Sr. Majestät von Nord aus nach Etredalsund und Slomsdal zu besetzen und von Seltie aus eine Karroifahrt zu unternehmen gedenkt. Nach den bisherigen Bestimmungen liegt es in der Absicht Sr. Majestät, auf der Rückfahrt zwei Tage in Alcaim zu verweilen und am Sonntag am 27. d. Abends in Oslo am Vorang-Hjör einzutreffen.
* Wie die „Augustburger Abendzeitung“ hört, hat Kaiser Wilhelm sein Entschließen zur Schlußreise, welche der Prinz-Regent von Bayern über das zweite bayerische Korps abhaken wird, zugestimmt.
* Am Auftrage des Kaisers übertrug der General-Adjutant General der Infanterie von Wülfing dem Fürsten zu Wied aus Anlaß der Feier der silbernen Hochzeit des Fürsten mit einem kaiserlichen Glückwunschschreiben den Orden vom Schwarzen Adler. Dem Erbprinzen zu Wied wurde der Rote Adlerorden dritter Klasse mit der königlichen Krone verliehen.
* Der bekannte Historiker Professor Dönik ist in

Wilmshöhe eingetroffen, um den kaiserlichen Prinzen Inter-richt in der neuen Residenz zu geben.
* Zum gefrigen Sonntag wird eine Erinnerung aus dem Leben des Kaisers Wilhelm I. mitgeteilt, die nur Wenigen bekannt sein dürfte, aber merkwürdig ist, gefamnt zu sein. Der verstorbenen Oberhofprediger D. Kögel hat es einst selbst erzählt, so daß an der Wahrheit nicht zu zweifeln ist. Es war am Morgen jenes denkwürdigen 19. Juli 1870, in dessen Verlauf die französische Kriegserklärung eintraf. Berlin lag noch im besten Schlafe. Ein Kammerdiener des Kaisers künzte an der Wohnung des Oberhofpredigers, um ihm ein Hand schreiben seines königlichen Herrn zu überbringen. Darin stand: „Die Königin und ich wollen das heilige Abendmahl nehmen. Kommen Sie sogleich.“ D. Kögel eilt durch die leeren Straßen in das Palais. Niemand in der Hauptstadt ahnte, was dort in jener Morgenstunde vorging. Im Palais angekommen, traf der Geistliche den Kronprinzen in einem Vorzimmer, der ihm mittheilte, daß das Kaiserpaar bereits seiner wartete. Er führte ihn in das betreffende Zimmer. Dort fand der König und seine Gemahlin; er in voller Uniform, sie in feierlich schmerzlichen Kleide. Der König wiederholte dem Eintretenden nochmals sein Begehren und der Diener der Kirche schickte sich an zum Beginn der heiligen Handlung. Er wollte eben das Gebet sprechen, da sah der König die Hand seiner Gemahlin und zugleich die des Geistlichen und hörte so Hand in Hand mit Weiden das Gebet. Dann wurde die Kommunion genommen. Als die Feier beendet war, schüttelte der hohe Herr seinem Diener die Hand wie der Erzähler hinzufügt, mit Thränen in den Augen und gab der Ueberzeugung Ausdruck, daß, weil er bei seinem königlichen Wort den Frieden und nicht den Krieg gewollt habe, wenn in dem Augenblicke, da die deutsche Armee sich in Deutschland befand, der Sieg an die gerechte Sache Deutschlands gegestelt sein würde. So lag unter König damals in den Krieg, und sein Vertrauen auf die gute Sache ist nicht vergeblich gewesen.
* Die „Hamburger Nachrichten“ schreiben: „Die „Königliche Volkszeitung“, der „Westfälische Merkur“ und andere Centralblätter fählen sich veranlaßt, in Anknüpfung an Artikel der „Hamburger Nachrichten“ den Fürsten Bischoff mit Verwürden ihres Vorgesetzten zu überschreiten. Dieser hat gegen den Fürsten ist nachstehend bei allen Vereinen, denen das heutige deutsche Reich unbenutzt ist. Als Vater uns in Friedrichstadt verteidigt erkrümte, es der Wille lobte, darauf zu antworten, aber die Antwort erhalten, daß kein Bedauern dafür vorliege.“
* Der Magistrat von Nürnberg hat Einladungen zu einem Städtefest erlassen. Auf demselben soll, wie gemeldet wird, zu dem Bundesratsbeisitz betreffend die Anstellung von Militärämtern in Gemeindefällen, über welchen wir vor wenigen Tagen ausführlich berichtet haben, Stellung genommen werden.
* Die „Reuys“ hat kürzlich einen unternichts von ihr benommen „Schiedsrichters“ in Sachen der Thronfolge im

Hohenzieritz.

Eine trübe Juli-Erinnerung.

Als die Königin Luise von Preußen am 20. Mai 1810 Abends von ihrem letzten Besuch bei Potsdam Abschied nahm, sprach sie ahnungsvoll die Worte aus: „Die Sonne des Tages geht dahin; wer weiß, wie bald die Sonne unseres Lebens scheidet!“
Sie sollte Recht, wo sie als Kronprinzessin und dann als Königin so manchen Sommer viele glückliche Stunden verlebt hatte, nicht wiedersehen. Von Schloss Barch kehrte sie nach Charlottenburg zurück, wohin sie von Berlin im April 1810 übergeführt wurde. Dort erwartete in ihr der lange gedährte Wunich, ihrem Vater, den Herzog Carl von Mecklenburg-Strelitz, zu besuchen; denn bei ihm, dessen zweite Gattin schon 1875 gestorben war, wehte auch ihre Großmutter, die Landgräfin von Hessen, von der sie in Darmstadt erzogen worden war und die sie seit vielen Jahren nicht mehr gesehen hatte. So wurde der Besuch denn fest beschlossen und als Tag der Abreise der 25. Juni festgesetzt.
Es war ein herrlicher Tag. Die Königin mußte schon sehr früh aufbrechen, da sie die leiblichen Weilen von Charlottenburg nach Neustrelitz in einem Tage auf der recht mangelhaften Poststraße zurücklegen wollte. Nachmittags um 5 Uhr langte sie in Fürstberg, der ersten mecklenburgischen Stadt, an, wo ihr Vater, ihre beiden Brüder, der namaliche Großherzog Georg, Prinz Karl, und ihre jüngste Schwester, die Prinzessin von Solms, sie empfangen und herzlich begrüßten. Von Fürstberg aus wurde die Fahrt nach Neustrelitz gemeinsam fortgesetzt. Dort langte sie Abends um acht Uhr an.
Der König, der durch dringende Regierungsgeschäfte in Berlin zurückgehalten worden war, folgte seiner Gemahlin erst 3 Tage später nach Neustrelitz. Mit der größten Freude empfing sie ihn, indem sie ihm wiederholt versicherte, wie sehr sie sich über seinen Besuch freute. Diese Freude drückte sie auch ihrem Bruder Georg und ihrer Großmutter, der Landgräfin aus, und ihrem Vater legte sie auf den Schreibtisch ein Blättchen Papier, worauf sie geschrieben hatte: „Mon cher pere, je suis bien heureuse aujourd'hui comme Votre fille et come Eponse du meilleur des Epoux. Neu-Strelitz le 28 Juin 1810. Louise.“ Dies waren die letzten Worte, die die Königin geschrieben hat. Das Blatt, worauf sie stehen, befindet sich im großherzoglichen Archiv in Neustrelitz.
Nach an dem Tag der Ankunft des Königs in Neustrelitz, 28. Juni, fuhren der König, die Königin und die herzogliche Familie nach dem etwa zwei Meilen von Neustrelitz entfernten

Schloß zu Hohenzieritz, um dort Aufenthalt zu nehmen. Unterwegs suchte die Königin mehrmals zu gewinnen und eine tödliche Kräfte bedeckte ihre Wangen. Auf die Frage des besorgten Königs, ob ihr nicht wohl sei, antwortete sie, daß ihr nichts fehle. Im Schloß fand sie es nach kurzem Aufenthalt so schwer und außerer daher den Wunsch, in den Park zu gehen. Der König begleitete sie dorthin. Arm in Arm durchwandeln Beide den schönen Park. Weiter und wolkemuth begab die Königin sich um 9 Uhr Abends zur Ruhe. Andern Tags klagte sie über Kopfschmerz und Brustbeschwerden, ein Uebel, woran sie schon längere Zeit gelitten hatte. Dieses Unwohlsein, das auch den anderen Tag anhielt, nöthigte die Königin, das Zimmer zu hüten. Sie sollte es nicht mehr verlassen. Ihr Zustand wurde nach und nach schlimmer. Der Arzt sah einen Absterben vor, wonach die Lebende sich bedeutend wohler fühlte. Der König, den wichtige Regierungsgeschäfte nach Berlin riefen, glaubte unbedarft dorthin gehen zu können. Bald nach seiner Abreise verschlimmerte sich der Zustand der Königin aber wieder und zu den Herbsbestimmungen trat noch ein heftiges Fieber hinzu. Auch der König erkrankte plötzlich. Er schickte, von dem Zustand seiner Gemahlin benachrichtigt, sofort den Geheimen Rath Dr. Heim nach Hohenzieritz. Dieser fand das Leiden der Königin zwar ernst, aber nicht gefährlich. Als das Leiden bald danach einen recht bedenklichen Charakter annahm, wurden nach der Beirath Dr. Weibel und der Generalarzt Dr. Götke aus Berlin an das Krankenbett der Königin entsandt. Kurz vor dem Eintreffen der Ärzte war die Patientin dem großen Aste wegen die ihrem nach Sieden gelagerten Zimmer herrichte, in das Schlafgemach ihres Vaters und auf sein Lager gebettet worden. Am frühen Morgen des 19. Juli traf der König mit den beiden ältesten Söhnen, dem nachmaligen König Friedrich Wilhelm IV. und dem nachmaligen Kaiser Wilhelm I., in Hohenzieritz ein.
Schließlich umfanden die Angekommenen das Lager der Königin. Etwa zwei Stunden später hatte die Königin ihren Geist aufgegeben. „Jesus, kurze meine Leiden“, waren die letzten Worte der Verstorbenen.
Einige Tage nach ihrem Tode wurde ihre Leiche nach Berlin übergeführt, um in dem der Vereinigten erbauten Mausoleum in Charlottenburger Park, wo sie so gern gewohnt hatte, beigesetzt zu werden. Da, wo ihre Grab auf der Fahrt nach Berlin kurze Zeit gestanden, in Dammowalde und Cransee, hat man Gedenksteine errichtet.
86 Jahre sind seit dem Tode der Verstorbenen dahingeraucht; aber die Erinnerung an sie, die deutsche Frau mit dem deutschen

Herzen, Preußens Schutzgeist, lebt noch und wird fortleben im Volk bis ans Ende der Dinge.
Das Sterberzimmer der Königin im Schloße zu Hohenzieritz ist immer eine Art Wallfahrtsstätte gewesen und bis auf den heutigen Tag geblieben. Das Gemach blieb zuerst lange in seiner ursprünglichen einfachen Gestaltung, d. h. Verhänge, Bilder, die Bettstelle, worin die Königin gestorben ist, Mahlkübel, Alles blieb, wie es am 19. Juli 1810 gewesen war. Aber der Zahn der Zeit fing an mit seiner Verwüstung. Schon im Sommer 1834, als Professor Rauch in Hohenzieritz weilte, waren einzelne Gegenstände, die zu sehr dem Verfall anheimgefallen waren, entfernt worden. Später wünschte die Großherzogin Marie, die Schwägerin der Königin Luise, daß der mehr und mehr zerfallende Zustand des Zimmers eine Umgestaltung erfahre. Die Möbel, das Bett, die Fenstervorhänge mußten bei Seite geschafft werden. Das ganze, nicht sehr große Gemach wurde ringsum mit salzigen weißen Wuldbenagen bekleidet, die eine grüne Sternbedecke hatten; ein Teppich von weißem Tuch bedeckte den Boden. Natürlich blieben die von Rauch gearbeitete Büffe, ebenso einige alte Kränze, unter diesen einer von des Kaisers Wilhelm I. und seines Bruders Friedrich Wilhelm IV. Hand am Sterbemerder der Königin gebunden, unter Glas und Rahmen aufgehängt. Auf der Stelle, wo das Bett gestanden hat, wurde eine kleine schwarze Säule aufgestellt, die später einen von den Kindern der Königin und ihrem 1860 gestorbenen Bruder, dem Großherzog Georg, gestifteten goldenen Leuchtertranz trug, der dort am 50jährigen Todestag der Königin niedergelegt wurde. Allein auch diese innere Einrichtung verfiel nach und nach und mußte entfernt werden, was vor mehreren Jahren geschehen ist. Das Sterberzimmer der Königin Luise ist seitdem vollständig erneuert worden. Der Fußboden, der früher abgeteilt war, ist jetzt mit weißer Marmor belegt worden, die kleinen Fenster haben altsächsischen Holz gemacht, die Erleuchtungsfränge, die den Fußboden bedeckten, haben goldschattigen oder den Wand ihren Platz in Nischen gefunden. Von den ursprünglichen Einrichtungen ist nur wenig übrig geblieben. Mancher wird dies bedauern, aber Alle werden dahin übereinstimmen, daß eine würdige Einrichtung des Raumes notwendig war. In der letzten Zeit hat in dem Sterberzimmer auch ein Gipsabguß, der in einem Tempel im Neustrelitzer Schloßgarten bis vor etwa zwei Jahren noch stand und die Königin auf dem Todtenbette ruhend darstellt, Aufstellung gefunden.



[Nachdruck verboten.]

Auf Grünweide.

7)

Roman v. G. Palmé-Baylen.

„Für eine Dame iſt es das. Das glückliche Gelingen oder das Mißlingen hängt immer nur von Zufälligkeiten ab, weil ihr eben die Hülfen und Mittel, die wir haben, fehlen.“

„Dann müßte keine Dame reiten.“

„Warum das ſo ſchroff auffaſſen? Sie mag reiten, ohne ſtets — wagen zu wollen.“ „Aber,“ fuhr er fort, einen beſchnittenen Tannenzweig zurückbiegend, der ſonſt Marietta's Antlitz geſtreift hätte, „wie kommt es, daß ich in Unkenntniß über Deinen Reitunterricht gehalten worden bin? Die Profeſſorin hatte ſich doch verpflichtet, mich au ſeit in Allem zu halten, was Deine Erziehung betrifft. Den Geſangunterricht, von dem ich ebenfalls nichts gerveußt, hätte ich ſelbſtverſtändlich zugegeben, das Reiten nicht. Die Verantwortung würde ich niemals übernommen haben.“

„Das eben fürchtete ich,“ erwiderte ſie etwas ſchnippisch, „und deshalb unterblieb es.“

„Sieh, wie überlegt! Daß aber die Profeſſorin —“

„Die Profeſſorin!“ unterbrach ſie ihn im wegwerfenden Tone, „eine Spizenhaube, ein Nippesstück brach alle Schranken, die ihr Pflicht und Gewiſſen auferlegten. Die Menſchen ſind faſt alle eigennützig, ſelbſtiſch und berechnend.“

„Welch' menſchenfeindliche Anſchauung für eine neunzehnjährige Dame.“

„O, neunzehn Jahre! kein Zeitraum für Erfahrungen, für Schooßfinder des Glücks, die Heimath und Eltern haben, — ein halbes Leben voll ſchmerzlicher Erlebnisse für ein Waiſenkind.“

Es lag ein zitternder Klang in dem ſonſt ſo leichten Ton ihrer Rede.

Reimer ſah ſie verwundert an.

„Haſt Du wirklich ſchmerzliche Erfahrungen gemacht?“ fragte er.

„Ich bin ein Waiſenkind.“

„Ich begreife,“ erwiderte er ernt, „daß der frühzeitige Tod der Eltern für Kinder von herben Folgen ſein muß, indeßen — ein ſo trauriges Ereigniß wirkt doch immer verſchieden auf das Eine oder Andere, denn äußere Erlebnisse ſtehen oft in gar keinem Zuſammenhang mit der Innerlichkeit. Was Dieſem in's Herz greift, daß er es ſein Leben hindurch nicht vergeſſen, vermeiden kann, an Jenem mag es ſpurlos vorübergehen, ohne mehr als eine momentane Aufwallung hervorzubringen. So nachhaltige, tiefe Empfindung hätte ich einem heiteren Weltkinde nicht zugetraut.“

„Hättest Du mir nicht zugetraut,“ betonte ſie, „o, es iſt ſehr bequem, nur nach dem äußeren Schein zu urtheilen.“

„Du biſt empfindlich, Marietta.“

„Ich bin es und mißtrauiſch dazu. Ich habe keine Freundin, ich, ein neunzehnjähriges Mädchen, welches ihr Leben biſher in Penſionen zugebracht, das iſt ſeltſam, nicht wahr? Ich glaubte einmal, eine ſolche zu beſitzen, aber neben dieſer ſtand ein älterer Bruder, und einmal verrieth es ſich, daß Beide ein Bündniß mit meinem Vermögen, mindedeſtens ebenſo anziehend und wüſchenswerth fanden, als das Freundschaftsbündniß. — Um des Geldes willen umvorben zu ſein! O, welch' ein Gedanke! Um meiner ſelbſt willen will ich es, und leidenschaftlich und demüthig, wieder lieben und ſo viel ich gebe, ſo viel auch zurückempfangen.“

„Darin gebe ich Dir Recht. Und Berechnungen dieſer Art ſind verächtlich. Aber Erfahrungen ſollen nicht Härten erzeugen ſondern Härten abſchleifen. Alle Menſchen für Spizbuben halten,

weil uns einer einmal betrogen, iſt eine troſtloſe Philoſophie, die ſehr unglücklich macht.“

„Ich brauche keine Menſchen zu meinem Glück.“

„Nun, ich denke doch. Um das Entzücken oder die Wonne einer berühmten Schauſpielerin oder Sängerin nachempfinden zu können, dazu braucht man ein Publikum,“ ſagte er lächelnd.

„Sagt' ich ſo?“ erwiderte ſie erröthend. „Nun ja, den Ausſpruch ſo allgemein genommen, allerdings. Und da Du dies berührſt, ſo laß' mich's nur gleich ſagen — daß ich mir ein Lebensziel geſteckt, daß ich Sängerin zu werden wünſche, Onkel Reimer. Mein Lehrer,“ fuhr ſie fort, ohne ſein Befremden merken zu wollen, „garantirt, meine Stimme in zwei Jahren auszubilden, es fehlt nur noch die Erlaubniß meines geſtrengen Vormundes, dieſe Pläne auszuführen.“

Sie ſtäubte mit ihrer Reitgerte den Schnee von einem Tannenzweig, eine Gleichgültigkeit zeigend, die ihr ſehr fern lag.

„Dein Vormund bebauert, die Erlaubniß zu ſo außergerwöhnlichen Wüſchen nicht geben zu können,“ antwortete Reimer ebenſo beſtimmt wie ernt.

Sie athmete hoch auf. Niemals hatte ſie ſo empfindlich das Abhängigkeitsverhältniß empfunden, niemals ſo ruhigem Widerſtand gegenüber geſtanden.

„Ich will Dir meine abſchlägige Antwort begründen,“ ſprach Reimer. „Abgeſehen, daß ich weiß, daß Dein Vater, lebte er noch, ſolche Lebensbeſtimmung für ſein Kind nicht gewollt, ſo bringt eine Künſtlerbahn Dir, einer allein ſtehenden jungen Dame, beſondere Gefahren und Schwierigkeiten. Als Deines Vaters Stellvertreter ſpreche ich in ſeiner Denkart. Gegen den Wuſch des Verſtorbenen möcheſt Du doch nicht handeln?“

Sie machte eine abwehrende Bewegung.

„O, bitte, nur nicht auch von Deinen Lippen dieſe Redensarten, die mir von Kindheit an, bei jedem ungehörigen Thun und Treiben, von den ſogenannten — Stellvertretern gemacht ſind. Nenne einem Kinde täglich und bei den geringfügigſten Dingen den Namen Gottes und er wird ihm geſäuſig gleichgültig werden. Selten und bei erhabenen Naturerſcheinungen, in Augenblicken ausgeſprochen, wo Geiſt und Gemüth empfänglich auf das Höchſte gerichtet, wird er einen unauslöſlichen Eindruck hinterlaſſen. Man hat zu meiner Erziehung aus den Verſtorbenen Kapital ſchlagen wollen und mir dadurch den Heiligengeſchein zerrümmert, mit dem der Kinderſinn die Häupter todtter Eltern verklärt.“

Sie wandte ihr Antlitz ab, vielleicht, um die ſchimmernde Thräne im Auge zu verbergen, vielleicht gereute ſie es auch, etwas aus ihrer Gefühlswelt verrathen zu haben.

„Weiben mir bei Deinem Vergleich,“ erwiderte Reimer, „weißt Du ein Ereigniß, das bedeutungsreicher, entſcheidender iſt, als ſolch ein Lebensabſchnitt, als die Wahl einer Lebensbeſtimmung? Wann ſoll man, wenn nicht hierbei, das Andenken verſtorbener Lieben wachrufen?“

„Ein Talent iſt ein Geſchenk Gottes, es iſt Pflicht und Freude, es zur Geltung zu bringen,“ erwiderte ſie ausweichend.

„Und iſt es in der That nur die Liebe zur Kunſt, die ſo außergewöhnliche Wüſche in Dir erweckt?“

Reimer richtete ſeinen Blick voll und forſchend auf ſie.

„Ich glaube es,“ ſtammelte ſie ganz verwirrt, denn es war ihr, als könne ſein Auge auf den Grund ihrer Seele blicken.

„Marietta iſt mir noch ein Räthſel,“ ſagte der Gutsherr Abends zu ſeiner Tante Sophie. „Es ſind ſo unvermittelte Widerſprüche in ihrem Charakter. Herz hat ſie, aber ſie iſt

rühmſüchtig und für Schmeichelei empfänglich. Selbſtloſe Liebe hat dem jungen Gemüth geſeßt, die giebt ihr, wenn Du kaunſt, und vor Allem ſuche die unweibliche Ruhmſucht zu tilgen.“

X.

Der Wilddieb war zur Verurtheilung dem Kreisgericht in R. überliefert, von dieſem als ein bereits häufig beſtraftes Individuum erkannt und nach Geſetz und Recht gefänglich eingezogen worden.

Der Winter verging, ohne Herrn Hartmann bezüglich ſeines Forſtes weitere Aergerniſſe gebracht zu haben. Zu jagen gab es zudem nichts in dieſen Monaten. Wenn er mit ſeinen Hunden und der Flinte über der Schulter auszog, ſo war es, um, nach friſch gefallenem Schnee, Füchſe, Warber und Wildtaſen aufzuspüren, deren Raubſinn ſeinen Jagdthieren zu dieſer Jahreszeit am verderblichſten wurde. Er verlor ſich dann tief in den Wald und blieb oft halbe Tage aus.

Im Hauſe hatte ſich durch die Anweſenheit des jugendlichen Gaſtes die Lebensweiſe der Familie weit geſelliger geſtaltet. Häufiger als ſonſt wiederholte Hermine ihre Beſuche. Mit der Glätte und gleichmäßigen Heiterkeit ihres Weſens deckte ſie die bitter empfundene Kränkung zu, ohne jedoch die glühenden Wünſche zu vergeſſen, deren Erfüllung ihr ein Lebensziel geworden. Damit ſtimmte ſich ihr Benehmen zu dem Gutsherrn auf den alten, ungezwungenen Ton.

Auch Herrn Bohne's lange Geſtalt zeigte ſich ab und zu Abends im Familienzimmer. Das geſchah freilich nur dann, wenn Fräulein Sophie „Nachbarsbeſuch“ oder „muſikaliſche Abendunterhaltung“ in die neben den Wirthſchaftsgebäuden liegende Verwalterwohnung telegraphiren ließ.

„Mama's Kleinſter“ beſaß nämlich einen recht klangvollen Bariton. Freilich vermuthete man in der langen, ſchmalbrüſtigen Geſtalt nichts weniger als einen Sänger, und wollte man ſich an ſeinem Geſang erfreuen, ſo war es rathſam, den Blick entweder auf ein ſchönes Bild an der Wand oder auf eine blühende Blume am Fenſter zu richten, aber nur nicht auf das Geſicht des Sängers ſelbſt, wo er, im bodenloſen Abgrund des weitgeöffneten Mundes verſinkend, Ideal und Reſtheit mit hinabgezogen hätte. Marietta empfand mindestens ſo und konnte es nicht unterlaſſen, ihre muntere, netzliche Laune an ihm auszuſpielen, ohne jemals auf Empfindlichkeit zu ſtoßen. Bohne fand Alles „ſehr gut, ſehr gut“, leiſtete ihr alle erdenklichen Mitterdienſte, haßf Notizen umblättern, Thüren ſchließen und öffnen und ſprang wie ein Klowen, wenn der Gehulbigten einmal ein Gegenſtand aus der Hand fiel. Ein mit Taſſen und Teller beſetzter Theetiſch kam bei dieſer Gelegenheit einmal ins Schwanken und wäre dem Geſetze der Schwere verfallen, wenn nicht Lante Sophiens Geiſtesgegenwart den Höllichen vor dem Schickſal eines Philipp im Struwwelpeter bewahrt hätte. Herr von Heilwig hatte einen Nachfolger erhalten, wenn auch einen ſehr ungefährliehen. Aber wer dachte noch an Herrn von Heilwig? Die Gefahr einer Verbindung ſchien, da man ſich über Marietta's Empfindungen klar zu ſein glaubte, vollkommen beſeitigt und das längere Verweilen derſelben fand augenblicklich darin ſeinen Grund, daß Hartmann eine andere, näher gelegene Penſion für das junge Mädchen ſuchte, denn eine Erzieherin, bei der „Spitzenhauben und Nippes“ keine Balance mit Pflicht und Gewiſſen halten konnten, ſchien ihm doch nicht für ſein Mündel wünſchenswerth. Er ſuchte jetzt eine ſein gebildete Familie mit gut erzogenen Töchtern ihres Alters, freilich biſlang nur vergebens.

Es war an einem winterlich kalten Nachmittage im März, als Reimer mit Sophie in der Bibliothek zuſammengetroffen und hierüber eingehend geſprochen.

„Marietta,“ ſchloß er, „iſt gänzlich ohne Häuslichkeit und Grundſätze. Sie verändert und vergeudet die Zeit, als enthielte das Leben keine andere Aufgabe, als ſich zu kleiden und zu ſchmücken. Ich glaube, ſie iſt nicht im Stande, ſich über einen blüthenreichen Baum zu freuen, oder über eine Blume, es ſei denn, daß dieſe auf Sammet oder Seide geſtickt iſt. Beſchäftigungen für den Haushalt und weibliche Handarbeiten, die jeder Frau, welchen Standes ſie auch ſei, zur Zierde gereichen, erſcheinen ihr verächtlich. Deirathet ſie einmal, ſo muß ſie ja ein Kreuz für den Mann werden.“

Er ſprach die Worte mit ſeiner vollen, tönenden Stimme, nicht daran denkend, daß dieſe in dem angrenzenden, nur durch eine leichte Wand getrennten Zimmer gehört werden konnten. Außerdem hatte er das junge Mädchen in Begleitung der Landrätthin im Garten aſehen, glaubte dieſelben noch im Kreien. Dies

war indeſſen nicht der Fall. Hermine ſtand nebenan in Marietta's Stube, über ein Zeichenbuch gebeugt, um deſſen Beſichtigung ſie gebeten, als Reimer's Worte mit erſchrecklicher Deutlichkeit herüberklangen. Sie blätterte haſtig weiter, endlich blickte ſie auf. „Mein Gott,“ rief ſie, „mein Engel, was fehlt Ihnen?“ Und ihren Arm um das todtblaſſe Mädchen ſchmiegend, flüſterte ſie: „Nehmen Sie ſich doch nicht die Worte eines Mannes zu Herzen, der ſelbſt kein Herz hat und keine Frauen kennt. So ein ſchönes, reiches Mädchen wie Sie und niedrige Arbeit, das paßt nicht, und Anderen gefallen Sie gerade ſo wie Sie ſind. — Uebrigens, ich wollte Sie immer ſchon aufmerkſam darauf machen, — Sie ſcheinen die Geſetze des Landes nicht zu kennen, mit achtzehn Jahren iſt hier ein Mädchen mündig, Sie können ſich alſo zu jeder Zeit von der läſtigen Bevormundung — befreien.“

Marietta entwand ſich der beſtrickenden Umarmung, ſie eilte ans dem Zimmer und öffnete die Thür zur Bibliothek.

Dort ſtand ihr Vormund und ſein Auge richtete ſich bei ihrem Erſcheinen ſo unerſchrocken, ruhig auf ſie, als hätte er ſoeben vom Wind und Wetter geredet.

Sophien's Mienen freilich verriethen genugsam Schreck und Verlegenheit.

Das junge, erregte Geſicht da, mit den blassen, zitternden Lippen und den großen, gespannten Augen, zeigte deutlich genug, daß nicht ſie allein Reimer's Worte vernommen, und nun tauchte auch Frau Hermine's blonder, röthiger Kopf dahinter auf.

„Komm, liebes Kind, ein anderes Mal, ein anderes Mal,“ beſchwichtigte die alte Dame, aber Marietta hörte nicht auf ihre Worte, ſie ſtand bewegungslos ihrem Vormund gegenüber, ohne ſogleich den rechten Ausdruck für ihre Entrüftung finden zu können. Sophie lehnte leiſe die Thür zu und entfernte ſich mit der jungen Frau.

„Ich bedauere,“ begann Herr Hartmann, „daß Du meine Worte vorhin gehört. Das iſt doch ſo und deshalb Deine Erregung?“

„Ja, deſhalb meine Erregung,“ wiederholte ſie mit einer Stimme voll Trog und Hohn. „Du, mit Deinem fühlen Gleichmuth, wirſt dieſe freilich nicht begreifen können.“

„O, doch, doch. Und ich bedauere aufrichtig, daß Du Zuhörerin geweſen. Ungeſchminkte Wahrheit iſt freilich oft das Beſte, aber ſo gerade hätte ich denn doch meine Worte nicht geſtellt, wenn ich Deine Gegenwart vermuthet.“

„O, laſſen wir das. Es bleibt ſich ja ganz gleich, wie Du über mich denkſt. Du ſollſt mich ja nicht heirathen.“

„Allerdings nicht,“ lächelte er ein wenig ſpöttiſch.

„Um mich in Deinen Augen zu rehabilitiren oder zu rechtfertigen, deſhalb ſiehe ich nicht hier, ich möchte nur wiſſen, warum Du Dir Rechte annahmeſt, die Dir gar nicht zukommen. Hier zu Lande ſind achtzehnjährige Mädchen jedes Vormundes ledig, ich brauche demnach nur die Formalitäten der Mündigſprechung abzuwarten, um zukünftig Handlungen nach Gefallen einzurichten.“

„Verzeihung. Es iſt doch anders. Die Geſetze haben ſich geändert und ſind im Reiche egalifirt worden. Wir bleiben noch fünf Jahre Vormundſchaftsrechte, aber — woher ſchöpfſt Du ſolche Weiſheit?“

„Fünf Jahre,“ wiederholte ſie, ohne ſeine Frage zu beachten. Es lag eine muthloſe Verzweiflung im Ton. Sie bedeckte ihre Augen mit der Hand und lehnte den Kopf an die hohe Rücklehne eines Sefſels.

(Fortſetzung folgt.)

Ein Haiſchfang in der Süd-See.

Nach heftigem dreitägigen Nordweſt-Sturm war völlige Windſtille eingetreten. Auf der Stelle gebannt lag unter allen Segeln die ſtolze Fregatte, und nur die ziemlich hohe Dünung, die Nachwehen des Unwetters, ließ das mächtige Schiff in ſanfter, angenehmer Weiſe ſtampfen, ſo wenigſtens etwas Leben und Bewegung in die Szenerie bringend.

Kein Kiſtchen kränſelte die Waſſerfläche, blähte die weißen Segel, welche träge und ſchlaff beim Heben und Senken des Schiffes gegen die Maſten und Stengen oder von dieſen wegſchlügen. Um die hierdurch hervorgerufene Erſchütterung in der Taſelage zu vermindern, waren ſchon die Unterregel aufgegeit worden, trotzdem fühlte man in regelmäßigen kurzen Pauſen das Hin- und Herſchlagen und hörte das Klatschen der oberen Segel.

Sentrecht stand in der Mittagsstunde die Sonne über dem Schiff, die Wasserfläche warf ihre Strahlen zurück und eine unerträgliche Hitze erfüllte die Luft, alle Lebewesen zur Einschränkung jeder Bewegung bis auf das Nothwendigste zwingend. In kurzen Zwischenräumen wurde das Deck zur Milderung der Glut mit Wasser begossen.

So vertrieb eine Stunde nach der anderen in tödtlicher Langeweile, denn an Dienst, Exerzition war bei der Temperatur nicht zu denken!

Da, mit einem Male kam Leben in die Besatzung! Vergessen war die Hitze, von Mund zu Mund ging es wie ein Lauffeuer mit Blitesschnelle „Haie am Heck!“

Wahrhaftig! Die Signalkadetten der Morgenwache, welche eine große Hai-Schwanzflosse gesehen haben wollten, hatten recht gehabt. Jetzt, wo die Reste der Mittagsmahlzeit über Bord geworfen wurden, mußten die gierigen Ungethüme des Meeres durch den Geruch angelockt worden sein, denn erst kam ein kleinerer Hai allein, dann drei, vier auf einmal, bis im Ganzen achtzehn dieser braun aussehenden Bestien hinten am Schiff versammelt waren.

Fast jede derselben hatte dicht vor der Nase den allerbüßten, hell- und dunkelblau gestreiften Loosfisch, welcher jene, die nur nach der Seite sehen können, bis nahe an den freibaren Gegenstand heraufhört, um dann mit schnellstem Ausweichen Platz zu machen und sich, nachdem der Hai das Aufgefundene verpöht, ebenso schnell wieder vor seine Nase zu setzen.

Machten schon die Bewegungen dieser Loosfische viel Spaß, mußte der tiefe Sinn dieses Naturwaltens im Thierleben das größte Interesse erwecken, so wandte sich die Aufmerksamkeit Aller erst recht den Haien selbst und den gleich zur Stelle befindlichen, von einigen Unteroffizieren ausgebrachten Angeln zu, an denen die Stücke eingeklapperten Fettes als Köder befestigt waren.

Sämmtliche Offiziere und Seekadetten waren sofort an Deck, einige Unteroffiziere und Matrosen wurden hinzugerufen, und so spähte denn die Zuschauerchaar ungeduldig von der Kampagne des Schiffs (Decksaufbau am Heck) hinab, während die Besatzung, so gut es ging, durch Lufternen in die Tafelgezeuge der nunmehr beginnenden Jagd sein wollte.

Einer der Offiziere, ein nie fehlender Schütze, hatte sein Gewehr mitgenommen, wartete aber zunächst mit dem Feuern, um das Fangen der Haie nicht zu beeinträchtigen. Er brauchte es nicht allzu lange, denn kaum eine Minute nach dem Zuwasserbringen der Angeln saß auch schon der größte Würsche fest, wüthend um sich herum das Wasser zu Schaum schlagend.

Eine ungläubliche Kraft steckte in dem Thiere! Fühlte man doch deutlich eine Erschütterung des Schiffes bei den wahn-sinnigen Bestrebungen des Gefangenen, sich zu befreien.

Der an der Kock (Ende) des einen Rutterdavids (Balken, an denen die Seitenboote hängen) befestigte Block, durch welchen die Angelleine geschoben war, hielt aber, wie diese selbst, und von Hunderten eifrig zugreifender kräftiger Hände gezogen, hing das Ungethüm im nächsten Augenblick, mit der Nase bis dicht vor den Block gehiebt, frei in der Luft.

Diese Situation mußte ihm zum Mindesten peinlich vorkommen, denn dort rührte es sich zunächst gar nicht mehr.

Ein Matrose, der sich stets bei solchen Gelegenheiten hervorthat und eine großartige Gewandtheit besaß, war im Nu draußen an dem Block und streifte dem Hai eine Schlinge über, die dann festgezogen und mit welcher das Thier, bei langsamem Führen der Angelleine, an Deck geholt wurde.

Vorher jedoch feuerte der Kommandant aus seinem Kajütenfenster zwei Mal einen sechs-läufigen Revolver auf den Hai ab, wobei jeder Schuß traf und die Kugeln auf der andern Seite wieder hinausflogen. Todt war das zühe Vieh aber davon nicht. Selbst nachdem ihm ein Kadetten-Seitengewehr mehrmals durch die Rippen gestossen, der Bauch aufgeschlitzt, die Eingeweide herausgenommen und sämmtliche Flossen nebst Schwanz abgehakt waren, gab es noch Lebenszeichen von sich. Erst als das Rückgrat dicht hinter dem Kopfe mit einem Rappbeil durchschlagen war, hörten die frampfhaften Bewegungen auf.

Das schredliche, messerscharfe Gebiß war gleich zuerst nach dem Einstechen einer Spillspate ins Maul herausgeschnitten worden.

Die Zähne werden einzeln in Gold gefaßt an der Uhrkette getragen, zuweilen läßt man das Gebiß auch ganz, während die Knöchel des Rückgrates, einzeln sorgfältig abgeputzt und auf einen Stahlhock gezogen, sehr geschätzte Spazierstöcke abgeben.

Inzwischen hatte sich an der anderen Leine ein zweiter Hai festgebissen, der in gleicher Weise getödtet wurde.

Da derselbe nahe an der Kampagne hing, konnte es nicht verhindert werden, daß ein Matrose ihm mit Blitesschnelle beide Augen mit einem Messer ausstieß, eine Rohheit und unmüde Thierquälerei, welche selbst bei dem begreiflichen Haß des Seemanns gegen den Hai nicht zu entschuldigen war und wofür der Mann von einem mitfühlenden Kameraden eine schallende Ohrfeige erhielt.

Im Leib dieses zweiten Fisches fanden sich sechs vollständig entwickelte lebendige Junge, welche in eine Balje voll Seewasser gesetzt, munter umhergeschwammen, nachher aber getödtet und theilweise über Bord geworfen, theilweise jedoch, da es an passendem Köder gebrach, als solcher an den Angelhaken geprießt wurden.

Der Stabsarzt bewahrte sich eines der auf so merkwürdige Weise ans Licht der Welt gekommenen Thierchen in Spiritus auf.

Die Haie im Wasser fraßen ihre jungen Stammesgenossen scheibar mit Vorliebe, denn diese waren im Handumdrehen verschwunden, während die Angel einem dritten der größeren Thiere das Leben kostete. Dieses maß 13 Fuß in der Länge, während die beiden vorher gefangenen 16 und 14 Fuß lang waren. Bei dem einem fand sich ein Matrosenknochen im Magen, bei dem anderen ein halbverdauter, merkwürdiger Fisch und beim dritten endlich eine leere Konservendose.

Jetzt kam die Reihe an den Schützen!

Die eben erwähnte Dose wurde wieder ins Wasser geworfen und als gleich darauf ein Hai, sich halb auf die Seite legend, um den vermeintlichen Bissen hinunterzuschlucken, mit dem Kopf an die Oberfläche kam, traf ihn ein wohlgeleiteter Schuß ins Gehirn. Wohl zwei Meter hoch sprang das große Thier vollständig aus dem Wasser, fiel dann mit lautem Klatschen in daselbe zurück und ging, auf dem Rücken liegend, in spiralförmigen Windungen unter. Ohne Zweifel war es sofort todt.

In gleicher Weise erlegte unser trefflicherer Kamerad zu Aller Freude und Bewunderung dann kurz hintereinander noch drei der Thiere, während er sechs weitere, die nicht mit dem Kopf aus dem Wasser kommen wollten, anschoß. Natürlich entfernten diese sich ziemlich plötzlich und zwar gefolgt von einer Menge im Handumdrehen erscheinener Fische, die hinter dem deutlich im Wasser sichtbaren Blutstreifen hergeschossen.

So war gehörig unter den Unholden aufgeräumt worden! Dreizehn waren abgethan. Die zurückbleibenden fünf aber konnten sich ungestört am Heck herumtummeln, da der beginnende Dienst der Jagd ein Ende machte.

Noch aber sollte die langweilige Alltäglichkeit nicht zu ihrem Rechte kommen!

Die Seekadetten hatten sich eben in die Kampagne zum Unterricht begeben, während ein Theil der dienstfreien Offiziere die leergewordene kühlere Kadettenmesse als Aufenthaltsort wählte, als plötzlich der Fall eines schweren Gegenstandes im Wasser vernehmbar wurde und das überlaute, durchdringende Kommando des wachhabenden Offiziers: „Alle Mann auf, Mann über Bord!“ — überall im Schiff wiederholt — in Aller Ohren gellte. Gleich darauf hörte man einen zweiten dumpfen Fall ins Wasser. Fast schien es, als ob Alles, starr vor Entsetzen, einen Augenblick am Fleck gebannt wäre. Sollten die fünf überlebenden Haie blutige Rache für ihre getödteten Genossen üben?

Die Gefahr der Situation suchte aber in gleicher Blitesschnelle wie diese Gedanken durch Aller Hirn und ließ die Besatzung mit Sturmeseile an Deck kommen. Eigentlich war nur eine Bootsbefahrung erforderlich, da beim gänzlichen Stillliegen des Schiffes keinerlei Manöver zum Aufhalten der Fahrt notwendig waren. Trotzdem mußte man aber auf Alles vorbereitet sein!

Der Steuerbord-Rutter war kaum 10 Sekunden nach dem Kommando zu Wasser.

Alles hätte am liebsten über die Reeling gesehen, um den unglücklichen Kameraden zu erspähen und das Rettungswert zu verfolgen, die Disziplin bannete aber Jeden an seinen Platz. So hielt Jeder in banger Erwartung den Athem an, die Sekunden wurden zu Ewigkeiten!

Da endlich löste sich der Alp! Der Mann war gerettet, gerettet von dem braven Schützen, der aus einer Horte der Kadettenmesse ihm — unbekümmert um die Haie und die gefährliche Gefahr — sofort nachgesprungen war.

Der heruntergelassene Rutter nahm Beide auf und bald standen sie, triefend naß, an Deck, der Matrose mit ausgerenkter rechter Schulter, sein Retter, der Offizier, völlig unverfehrt.

Jener war von der Großraa, an welcher er zu thun hatte, beim Einrücken derselben durch das Schlagen der Segel herunter- und auf die augenborbs besetzten Masten geschlagen, so daß er keine Schwimmbewegungen machen und die schnelle, unerwartete Hilfe wohl gebrauchen konnte.

Die Gaie hatten Beiden merkwürdigerweise nichts gethan.

Daß nach dem Kommando „Begreifen“ Alles den müthigen Offizier umringte und beglückwünschte, war nicht zu verwundern, zumal derselbe von einem früheren Rettungswerke her schon die Medaille besaß.

Der Kaiser ehrte aber die brave That durch Verleihung des Rothén Adlerordens.

Leider ist der schneidige, allgemein beliebte Offizier dreizehn Jahre später im blühendsten Mannesalter als Marine-Attache in London gestorben.

Allerlei.

„Unfreiwilliger Humor.“ Im „Kasseler Tageblatt und Anzeiger“ (Nr. 183) sucht eine junge Frau „Kunden zum Ausbessern in und außer dem Hause“. Hoffentlich findet sie Kunden, denen sie etwas am Zeuge flicken kann. — Der „Hedlinger Zeitung“ wird aus Bernburg geschrieben: „In Ladorf spielte das 73jährige Töchterlein des Einwohnerns G. F. mit anderen Kindern der Nachbarschaft barmlos und fröhlich auf der Dorfstraße“. In den größeren Blättern, die leider immer auf der Jagd nach dem „Sensationellen“ sind, findet man selten so erfreuliche Mittheilungen. — Die „West- und Ost-Prignitzer Zeitung“ (Nr. 79) berichtet aus Senzen: „Unter den Kindern herrschen hier zur Zeit die Matern in ziemlich erheblicher Weise, während ein großer Theil des Kindviehbestandes an der Maul- und Klauenseuche erkrankt ist.“ Ja, ja, so hat der eine über dies, der andere über das zu klagen. — Dem in Paderborn erscheinenden „Westfälischen Volksblatt“ (Nr. 175) wird aus Wiesbaden berichtet: „Der Fischhändler Albert Brein, früher hier, jetzt in Köln wohnhaft, wurde heute wegen betrügerischen Bankrott's, Betrugs und wissenschaftlichen Meinens zu 1 Jahr 5 Monaten Zuchthaus verurtheilt.“ Für die Raffinität, mit der Brein anscheinend bei der Leistung des Meinens zu Werke gegangen ist, finden wir die Strafe gar nicht so hart. — Die „Luxemburger Volkszeitung“ (Nr. 56) berichtet: „Dem Metzger Simon aus Hollingergrund wurde von seinem Gesellen, einem Schäfer, Schinken und Speck stibigt. Dies bringt ihm 9 Monate Gefängniß ein.“ Das ist viel Weh. — In der ersten Distrikts- Lehrerkonferenz zu Weiskwasser (vergl. Nr. 55 des „Muslauer Anzeigers“) hat der „Hauptlehrer Krause“ Weiskwasser einen Stoffvertheilungsplan für Deutsch- Unterricht aufgestellt. Man darf wohl annehmen, daß die Schüler nicht über die Ueberbürdung klagen werden und daß auch der Hausstrunk genügend berücksichtigt ist. — In Nr. 6 der in Wiesbaden erscheinenden „Mittheilungen über Obst- und Gartenbau“ berichtet Otto Kassenstein allerlei Interessantes über einen großen Birnstückgarten, den die Hale Orchard Company in Georgia (Nord- Amerika) angelegt hat. Er theilt u. A. mit: „Am den 20. Juni waren 350 Mann und 60 Maulthiere damit beschäftigt, täglich 4000 Körbe Früchte zu pflücken und fortzuschaffen.“ Die Leistung der Maulthiere ist als ein wahres Wunder der Dressur zu bezeichnen. — Im „Stadt- Anzeiger zur Remscheider Zeitung“ (Nr. 45) wird gesagt: „Da die längste von einem Radfahrer in der Stunde zurückgelegte Strecke gegenwärtig 48 740 Kilometer beträgt, so kann man im Allgemeinen rechnen, daß ein guter Fahrer zu einer Reise nur doppelt so viel Zeit braucht, als eine die Eisenbahn benutzende Person.“ Unseres Wissens giebt es in Deutschland noch keinen Zug, der mehr als 97 000 km in der Stunde zurücklegt. — In dem Bericht über einen Brand schreibt das „Nieser Tageblatt“ (Nr. 147): „Die durch elektrische Klingeln verbundenen Feuerwehrlente wurden sofort alarmirt und rückten mit zwei Hydrantenwagen nach der Brandstelle.“ Sind die Drähte den Feuerwehrlenten bei der Löscharbeit nicht hinderlich? — Die „Meklenburger Nachrichten“ (Nr. 144) rühmen von den Bundtraktanten, die Liebig's Fleisch- Extrakt- Kompagnie ihrer Kunden gratis verabreicht: „Da werden die Wunder fernher Gebirgsgegenden vor uns enthüllt, belebt durch die entsprechenden Volkstypen. Tirol und die vielberühmte Schweiz, wie der melancholische Reiz der meklenburgischen Fjordlandschaft treten uns entgegen.“ Die meklenburgischen Fjorde mit ihren melancholischen Reizen sind wohl erst vor Kurzem entdeckt worden. — Das „Werdauer Tageblatt“ sagt von den Steinbauten des Ruffhäuser- Denkmals: Die Gesamtmaßen des Monuments betragen 25 000 Kubikmeter, sein Gesamtgewicht 62,5 Kilogramm.“ Der Sandstein, der am Ruffhäuser gebrochen wird, muß ungewöhnlich leicht sein. — Das „Forchheimer Tagebl.“ enthält in Nr. 136 die Bekanntmachung: „Die auf Donnerstag anberaumte Versteigerung der Frl. Ketta A. . . . unterbleibt bis auf Weiteres.“ Hoffentlich ganz und gar! — Über einen Roman in Nr. 274 der „Münch. N. Nachr.“: „Selbst über das Grab hinaus growt er seinem Vetter, der beinahe

sein Bruder war.“ Eine recht komplizierte Verwandtschaft! — In einem Artikel über die Kartoffel feiert der „Alb- Bot.“ Franz Drake und sagt zum Schluß sehr hübsch: „Die Kartoffel ist sein Lorbeerkranz geworden, der alljährlich von Neuem blüht.“

Honig-Ameisen. Seit einer Reihe von Jahren kennt man aus Nord- und Mittel-Amerika, sowie auch aus Australien Ameisenarten, welche Honig aus Blumen sammeln, wie es bei uns die Bienen thun. Sie deponiren ihn aber nicht, wie diese, in ihren Behausungen, sondern haben sich als Sammeltraum einige ihre Genossen auszersehen. Diese werden mit dem Honig angefüllt, bis ihr Leib zu einem fugektunden Honigbehälter von Erdjengröße und darüber anschwillt. Diese lebenden Vorrathsgefäße werden dann an der Decke von Honigsteltern aufgehängt und in Zeiten des Mangels herabgenommen, worauf man ihnen durch Drücken den Honig aus dem Munde abndthigt, also in der That erpreßt. In Mexiko bringt man solche gefüllte Honig-Ameisen als Lederbissen auf den Markt. Vor Kurzem wurden auch in Afrika, nämlich bei Estcourt in Natal, Honig-Ameisen entdeckt. Es befanden sich darunter sechs Vorrathsameisen, deren Hinterleib verchieden stark angefüllt war und dadurch erkennen ließ, daß er von Arbeitern, die den Honig einsammeln, allmählich gefüllt wird, bis er zur Kugel an geschwollen ist. Uebrigens sind die afrikanischen Honig-Ameisen der Gattung nach sowohl von den amerkanischen, wie von den australischen verschieden.

Eine Flugmaschine hat A. Graham Bell gebaut auf Grundlage der Studien, welche Professor Langley seit einigen Jahren über das Schweben größerer Flächen und die Wirkung des Windes auf den Segelflug angestellt hat. Der Apparat selbst besteht aus Stahl und besitzt eine Dampfmaschine von 1 bis 2 Pferdekraft, die indessen sammt allem Zubehör kaum 3 1/2 kg wiegt. Durch diese Maschine wird eine Schraube in Bewegung gesetzt, welche den Apparat (Aerodrom) vorwärts bewegt, während er von der Reaktion der darunter befindlichen Luft getragen wird. Der Apparat konnte wegen der kleinen Dimensionen, in denen er zunächst ausgeführt wurde, keinen Dampfcondensator erhalten, infolgedessen erichöpfte sich sein Wasservorrath sehr schnell und damit die Thätigkeit der Maschine. Inzwischen ergab er bei einigen Versuchen sehr befriedigende Ergebnisse. So wurde dieses Luftschiff von einer Plattform abgelassen, die 6—7 m über einer benachbarten Wasseroberfläche liegt. Es erhob sich zunächst direkt gegen den gerade herrschenden Wind, bewegte sich mit großer Stetigkeit und beschrieb dann eine Curve von etwa 90 m Durchmesser, wobei es ununterbrochen emporstieg, bis der Dampf verbraucht war. Auf diese Weise erreichte der Apparat in höchstens 1 1/2 Minuten ungefähr 300 m Höhe, dann senkte er sich, und obgleich die Maschine still stand, fiel er so langsam zu Boden, daß er die Wasseroberfläche sanft berührte und unbeschädigt sofort zu einem neuen Versuche benutzbar war. Die Landungsstelle war von dem Punkte des Aufsteigens etwa 300 m entfernt, und die Länge des zurückgelegten Weges ist auf 1000 m zu schätzen, die Geschwindigkeit der Fortbewegung auf 30—35 km in der Stunde. Ein neuer Apparat in größeren Verhältnissen, der auch einen Dampfcondensator erhält, wird demnächst hergestellt.

Leuchtende Abendgesellschaften sind das Neueste in den Kreisen der Pariser Gesellschaft. Bei einer kürzlich dort veranstalteten Abendgesellschaft war nämlich keine regelrechte Beleuchtung vorgesehen, sondern die Decke, Wände, Vorhänge, Möbel, Geschirr, kurz alles nur möglich strahlte und leuchtete auf geheimnißvolle Weise. Die Gegenstände waren zu diesem Zwecke mit einem leuchtenden Pulver bestreut, das neuerdings von einem Professor der französischen Akademie der Wissenschaften erfunden worden ist und welches auch die Gesichter, Arme und Schultern, sowie die Kostüme der Damen in hellem Lichte erstrahlen läßt, wenn man sie damit einpudert. — Glückliche Leute, die für solche Scherze Zeit übrig haben!

Vom Büchertisch.

An dieser Stelle werden alle eingehenden Bücher und Broschüren veröffentlicht. Besprechungen nach Auswahl vorbehalten.

— Als siebenter Band des fünften Jahrgangs der Veröffentlichungen des „Vereins der Bucherfreunde, Berlin“ erischen soeben: **„Aus der Kumpfkammer der Weltgeschichte“**, Stiggen und Studien von Eufemia v. Adersfeld-Balleström. Umfang 16 Bogen — Romanformat — Preis: geheftet 4 Mk., gebunden 5 Mk. Auch die Weltgeschichte hat ihre Kumpfkammer, in der sie Alles das aufgelaipelt und mit Spinnweben hat überziehen lassen, worin sie vorübergehen muß, wenn ihre Berichte nicht endlos werden sollen. Ein kleines Ergebnis einer Razzia in der Weltgeschichte sind die vorliegenden Blätter. Da tönt manch' ein verklungenes Lied zu uns herüber; die Schatten derer, die einst gelebt und gelitten, sie gewinnen noch einmal Gestalt vor unserm geistigen Auge; wir sehen sie vor uns, wir hören sie, und müssen erkennen, wie das Herz des Menschen sich mit seinen Schwächen und Größen wiederholt und erneuert und doch immer das gleiche bleibt. Ueber den „Verein der Bucherfreunde“ selbst ertheilt jede Buchhandlung, sowie die Geschäftsleitung, Verlagsbuchhandlung Schönlank & Co., Berlin W. 62, Kurfürstendamm 128, jederzeit gern Auskunft.